

Maria 2.0 Predigt Gemeindeassistentin Laura Sünder, St. Johannes Schwäbisch Hall

Wir haben eben eine Vision aus der Offenbarung nach Johannes gehört, die wir (hier) in St. Nikolaus (auf der Comburg) ständig vor Augen haben. Der Verfasser spricht von einem neuen Himmel und einer neuen Erde und von einem himmlischen Jerusalem. Das himmlische Jerusalem ist eine Vorstellung vom Paradies, vom Reich Gottes, das hier (auf der Comburg) im Radleuchter dargestellt ist.

Der Radleuchter zeigt finde ich sehr schön, wie sich der Verfasser das Reich Gottes vorstellt. Er sieht eine Stadt, die Wohnort Gottes ist. Das ist am Radleuchter sehr schön dargestellt. Im Zentrum der Aufhängung ist der segnende Christus zu sehen. Und nicht nur Gott wird im himmlischen Jerusalem präsent sein, es ist die Rede von der „Wohnung Gottes unter den Menschen“. Jedes Mal, wenn wir uns (hier,) unter dem Radleuchter und um den Altar versammeln, ist Gott auch mitten unter uns. Der Radleuchter erinnert uns immer wieder an das Ziel, das wir als Christen verfolgen: wir sollen am Reich Gottes mitbauen und die Vision des himmlischen Jerusalem Stück für Stück verwirklichen.

Jeder von uns wird seine eigene Vision, seine Vorstellung haben, wie er oder sie auf seine Art und Weise die Kirche mitgestalten und somit auch am Reich Gottes mitwirken kann.

In der letzten Woche haben sich Frauen in ganz Deutschland zu einer Bewegung zusammengeschlossen, um ihre Vision von einer Kirche im Morgen zur Sprache zu bringen. Wie sie sich die Zukunft der Kirche vorstellen, haben wir in dem Text nach der Lesung gehört.

Unsere heutige Kirche wäre ohne Frauen undenkbar. Wir können dankbar sein, dass vielen Frauen die katholische Kirche so viel bedeutet, dass sie sich in ihrer Freizeit in der Kirche engagieren und im ihnen möglichen Rahmen die Kirche lebendig werden lassen. In den letzten Jahrzehnten haben Frauen auch schon einiges erreicht. In meinem vergangenen Praktikumsjahr am Stuttgarter Dom ist mir ein Gespräch mit einer Frau Anfang 50 in lebhafter Erinnerung, die mir damals erzählt hat, dass sie mit einer Freundin zusammen die ersten Mädchen waren, die in St. Eberhard ministrieren durften. Am hohen Dom war das lange undenkbar. Ein Meilenstein, der heute ganz selbstverständlich geworden ist. Eine Ministrantengruppe ohne Mädchen ist heute zum Glück nicht mehr denkbar.

Und auch im Allgemeinen sind unsere Gottesdienste geprägt von weiblichem Ehrenamt: wir haben viele Lektorinnen, Kommunionhelferinnen, Mesnerinnen, Wort-Gottes-Leiterinnen, usw.

Wir können dankbar sein, dass diesen Frauen ihr Engagement so wichtig ist, obwohl einige mit dem Platz, der ihnen zugewiesen wird, nicht zufrieden sind. Das zeigen die vielen Proteste und Aktionen im Rahmen von Maria 2.0.

Ohne die vielen engagierten Frauen wäre unsere katholische Kirche hier in Schwäbisch Hall, aber auch weltweit, nicht so lebendig, wie wir es erleben dürfen.

Und ohne die Frauen ständen wir heute alle auch nicht hier. Es waren Frauen, die das leere Grab entdeckt haben und die – von Jesus gesandt, die Frohe Botschaft weitergetragen haben. Eine dieser gesandten Frauen, Maria von Magdala, hat auch offiziell diesen Titel bekommen. Der Begriff der Apostel bedeutet übersetzt nichts anderes als Gesandter. Und so verwundert es auch nicht, dass Papst Franziskus im Jahr 2016 den altchristlichen Titel „Apostola Apostolorum“, Apostelin der Apostel, der ursprünglich schon im 3. Jahrhundert für Maria von Magdala verwendet wurde, anerkannt hat.

Auch später, in den ersten christlichen Gemeinden, erzählt das Neue Testament von einigen Frauen, dass sie leitende Funktionen innehatten.

So wird zum Beispiel von Phöbe berichtet, der Überbringerin des Römerbriefes, die als „diakonos“, also Diakonin, der Gemeinde von Kenchreaä bei Korinth betitelt wird. Dass Pau-

lus unter dem Begriff noch nicht unser heutiges Weiheamt versteht, ist logisch. Aber trotzdem ist auch der neutestamentliche Begriff mit einer bestimmten Funktion behaftet. Die Diakone einer neutestamentlichen Gemeinde werden oft direkt neben den „episkopoi“ genannt, also der Funktion, aus der unser heutiges Bischofsamt abgeleitet wird. Außerdem war der Begriff des Diakonats auch direkt mit der Gemeindeführung und der Missionarstätigkeit verbunden. Natürlich gibt es auch neutestamentliche Schriften, die die Rolle der Frau in der Gemeinde klar in die Schranken weisen. Allerdings ist das berühmte Beispiel aus 1 Kor 14, in der die Frau in der Gemeinde zu schweigen hat, erst im 2. Jahrhundert entstanden. Phöbe und weitere Frauen der christlichen Gemeinden des ersten Jahrhunderts zeigen aber, dass es am Anfang des Christentums einen größeren Spielraum gab als heute und dass die ersten Christen auch Frauen einiges zugetraut haben.

Auch ich kann nur hier stehen, dank mutigen Frauen, die seit 1920 ihre Berufung als Gemeindeglieder lebten. Die Frauen von damals haben die Notwendigkeit von Laienhilfe in der Seelsorge gesehen und die Grundsteine für meinen heutigen Beruf der Gemeindeführerin gelegt.

Diese Frauen haben es mir ermöglicht, mit einem abgeschlossenen Studium hier zu arbeiten und mein Geld mit dem zu verdienen, wofür ich als Jugendliche meine Freizeit investiert habe. Natürlich unterscheidet sich meine jetzige Arbeit von meinem Ehrenamt als Jugendliche. Ich darf heute zum Glück ein bisschen mehr tun. Zum Beispiel hier stehen und in einer Eucharistiefeier predigen. Und trotzdem kann und darf ich hier nicht alleine stehen. Ich darf das Wort Gottes auslegen. Aber trotzdem bin ich nicht diejenige, die das Evangelium verkünden darf.

Ich bin diejenige, die Kinder ein halbes Jahr lang auf den Empfang der Eucharistie vorbereitet. Ich darf erklären, was die Eucharistie ausmacht, was das Geheimnis unseres Glaubens ist. Aber ich darf es nicht vollziehen.

Stellen Sie sich vor, Sie laufen einen Marathon. 41 km lang geben Sie alle Energie in den Lauf hinein. Und für den letzten Kilometer kommt einer und sagt: „Ich übernehme jetzt. Du darfst mir die Verantwortung überlassen. Ruh dich aus. Du kannst mir ja beim Zieleinlauf zuschauen“ und läuft für Sie ins Ziel. Den Moment des Jubels, der Zufriedenheit, dass man ankommt, dass man es geschafft hat, das werden Sie nur aus der Zuschauerperspektive mitbekommen.

So fühlt es sich für mich manchmal an. Ich kann in der Eucharistiefeier letzten Endes nur danebenstehen und zuschauen, wenn ein Priester durch das Aussprechen der Wandlungsworte Brot und Wein zu Leib und Blut wandelt. In meiner Arbeit fehlt dadurch nun einmal das entscheidende Puzzlestück. Ich darf meinen Marathon laufen, muss aber kurz vor dem Ziel den Stab abgeben und den entscheidenden Moment nur als Zuschauerin miterleben.

In einem Motivationsschreiben, das ich letztes Jahr für die Assistenzzeit hier in Schwäbisch Hall schreiben musste, habe ich betont, wie wichtig mir die Begleitung von Menschen in ihrer momentanen Lebenssituation und der Aufbau von Beziehungen ist.

Konsequent wäre meine Arbeit für mich, wenn ich diese Begleitung wirklich von Anfang bis Ende anbieten könnte und nicht nur die Vorbereitung für das Eigentliche übernehmen dürfte. Sakramente sind die Lebensvollzüge unserer Kirche. Meine Berufung wäre für mich komplett, wenn ich die Lebenssituation der Menschen und ihre Beziehung zu Gott mit ihnen auch feiern und vollziehen dürfte und wenn ich meinen Glauben auch in den Zeichenhandlungen, die wir kennen und feiern, ausdrücken könnte.

Ich bin glücklich mit meiner Berufswahl. Ich darf das tun, was mir wichtig ist: nahe bei den Menschen sein, sie in ihrer Lebenssituation begleiten und in ihrem Glauben stärken. Ich darf meinen Glauben leben und das Reich Gottes auf meine Weise zu einem Stück Wirklichkeit werden lassen. Dafür bin ich unendlich dankbar.

Und trotzdem gibt es eine Lücke, die ich momentan leider nicht schließen darf - oder vielleicht darf ich sagen: die ich noch nicht schließen darf...